

Laudatio für Professor Michael Schmidt-Degenhard

Lieber Herr Professor Schmidt-Degenhard,

Sie sind Chefarzt der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie des Florence-Nightingale-Krankenhauses in Düsseldorf, einer Einrichtung, die – so die Deklaration – sich einer psychotherapeutischen Behandlung verpflichtet fühlt, welche auf das solidarische Verstehen der Lebensgeschichte des individuell Kranken ausgerichtet ist. Ihr Weg dorthin war lang; seine Nachzeichnung haben Sie mir durch einen wunderbaren Aufsatz «ad me ipsum» erleichtert, an den ich mich nun halte.

Dem heute betagten Vater, Historiker und Altphilologe, verdanken Sie das Bewusstsein für die Unverzichtbarkeit von Tradition und Geschichtlichkeit und das philosophische Nach-Denken. Dazu trat die Leidenschaft für Literatur, und die literarische Erfahrung wurde für Sie eine Weise der Selbstbegegnung. Die Lektüre der Schriften von Karl Jaspers und besonders seiner «Allgemeinen Psychopathologie» liess den Wunsch wachsen, Psychiater, Seelenarzt zu werden. Sie studierten zuerst an der Medizinischen Hochschule Hannover und lernten dort die beeindruckende Psychiatergestalt Karl-Peter Kisker kennen. Dann wechselten Sie an die Universität Göttingen und verfassten dortselbst Ihre Dissertation zum Thema «Melancholie». Joachim-Ernst Meyer war der Lehrstuhlinhaber für Psychiatrie in Göttingen und holte Sie gleich anfangs der 80er Jahre als Assistenzarzt an seine Klinik. Die Publikation Ihrer Doktorarbeit wurde durch Werner Janzarik in Heidelberg, einer der ganz Grossen der Psychiatrie, gefördert. Janzarik war auch Prophet, denn er schrieb an Ihrem damaligen Chef: «Der gerade 26 Jahre alt gewordene Autor sollte der Psychia-

trie erhalten bleiben!» Sie erweiterten dann Ihre Dissertation zu einer vielbeachteten Monographie «Zur Problemgeschichte der depressiven Erkrankungen seit Beginn des 19. Jahrhunderts», die 1983 im Kohlhammer-Verlag erschien. Schon damals war Ihnen klar, dass die abgründige Erfahrung des Verlorenseins in der Negativität des depressiven Erlebens in ihrer Tiefe nur mittels einer anthropologischen Annäherung erfassbar ist. Das sind Ihre eigenen Worte. Persönliche Beziehungen zu Hubert Tellenbach und Hermann Lang (beides frühe Egnér-Preisträger), letzterer auch Ihr Supervisor, waren weitere wichtige Meilensteine auf Ihrem Weg. Und noch ein Psychiater, der heute so gut wie vergessen ist, trat zu dieser Zeit in Ihr Leben: es war Hemmo Müller-Suur, dessen gesammelte Schriften leider noch nicht publiziert sind und eines klugen Herausgebers (ich schaue dabei Sie an!) und eines mutigen Verlages harren. 1986 holte Janzarik Sie, sogar auf eine Dauerstelle, nach Heidelberg, und

Sie waren unter ihm 12 Jahre als Oberarzt tätig. Er weckte in Ihnen auch die Begeisterung für die forensische Psychiatrie, die Sie später systematisch anthropologisch fundierten.

Dazu ein paar Worte: Angestrebt wird in solcher Forensik eine idiographische Grundlegung des psychiatrischen Gutachtens, die auf das Verstehen der Täterpersönlichkeit zielt, wozu der Gutachter sich auch von ihr betreffen und bewegen lassen muss. Er tritt also mit dem Delinquenten in eine interpersonale Dynamik ein und verhält sich keineswegs emotional abstinent. Denken wir zum Beispiel, aber auch zum Negativbeispiel, an den Untersuchungsbeamten Porphyrij in «Verbrechen und Strafe» (früher «Schuld und Sühne») von Dostojewskij.

Janzarik war es auch, der Ihre Habilitation vorantrieb, und so konnten Sie sich 1992 über «Die oneiroide Erlebnisform» in Heidelberg habilitieren. Die Habilitationsschrift

erschien im gleichen Jahr als Monographie im Springer-Verlag. Zum Thema des Oneiroids hielten Sie im Januar dieses Jahres in Zürich auch einen Vortrag.

Das Oneiroid, eine heute vergessene Konzeption der deskriptiven Psychopathologie, beschreibt einen seelischen Ausnahmezustand, ausgelöst durch einen akuten Welt- und Selbstverlust, in dem phantastische Erlebnis-zusammenhänge im Modus einer subjektiv unbezweifelbaren Wirklichkeit erfahren werden. Es kommt zur Irrealisierung des Realen und zur Realisierung des Irrealen. Wolfdietrich Schnurre hat das einmal so bezeichnet: «Phantasie ist immer wahr. Im Gegensatz zur Realität, die nur hin und wieder mal stimmt.»

In der Neunziger Jahren wandelte sich die Psychiatrie, und in den modernen psychiatrischen Uni-Wissenschaftsbetrieb passte Ihr Selbstverständnis nicht. Gott sei Dank gingen Sie dann einen anderen Weg: Sie wurden nämlich Ärztlicher Direktor der Nervenlinik Schwerin und schafften dort, anfänglich gegen deutliche Widerstände, die Wende zu einer anthropologisch fundierten Seelenheilstätte. Aber die Welt veränderte sich: die neoliberale Oekonomisierung griff um sich und verschonte auch nicht die Medizin, machte die Psychiatrie inzwischen zur einer nur noch marginal am Patienten orientierten Wirtschaftsinstitution. Verwerfliche Konzepte wie die Einführung der Fallpauschale zerstören irreversibel die therapeutische Kultur in den Kliniken. Sie fanden aber Ihre Nische – gute Menschen finden immer ihre Nische: nämlich in der vorgenannten Klinik in Düsseldorf. Dort konnten Sie Psychiatrie als Beziehungsmedizin pflegen und als therapeutisches Kleinod auch hegen. Leicht ist es aber auch dort nicht: zu gierig sind die Gewinnerwartungen der rein betriebswirtschaftlich denkenden Geschäftsführungen. Die Ehrfurcht vor dem psychiatrisch Kranken muss gerade heute im Zeitalter fortschreitender Technologisierung und Modularisierung Grundhaltung in der

Psychiatrie und Psychotherapie bleiben. Tellenbach hat es so ausgedrückt: «Unbehagen am Behagen in der Psychiatrie». Der Mensch darf in der Medizin nicht dem Technisch-Machbaren und Berechenbaren unterworfen werden. Der anthropologische Psychiater muss Spielverderber und unzeitgemässer Aussenseiter im Wissenschaftsmainstream sein und bleiben.

Ach Gott, lieber Herr Professor Schmidt-Degenhard: was hätte ich nicht gerne über Sie noch gesagt! Über Ihre Hinwendung zur Musik mit deren Gipfeln Bruckner und Mahler; über Ihre Leidenschaft für Literatur, die sich in einem wunderbaren Stil des Schreibens offenbart; über Ihr wanderndes Erkunden und Erschauen von Landschaft. Keck und frech habe ich mich aus Ihrem «ad me ipsum» bedient – aber ich konnte es mit eigenen Worten nicht besser sagen als Sie. Dass Sie nun den Egnér-Preis entgegennehmen, ist eine bescheidene Anerkennung für Ihr wichtiges und wertvolles Wirken in widrigen Weltläufen. Bitte sehr!